

Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum
Herausgeber: Benediktiner von Mariastein
Band: 66 (1989)
Heft: 9

Artikel: Mein Weg zu den Benediktinern
Autor: Ziegerer, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1031113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mein Weg zu den Benediktinern

Fr. Ludwig Ziegerer

Meine allererste Begegnung mit Benediktinern hatte ich als Seminarist in Einsiedeln. Im Rahmen einer ökumenischen Exkursion mit den Religionslehrern des Lehrerseminars Chur, Domherr Christian Monn und Dr. Georg Schmid, fand im Sommer 1973 eine Besichtigung des Klosters Einsiedeln statt. Zuvor besuchten wir die Strafanstalt Regensdorf. Wie weit unsere Leiter eine innere Verbindung zwischen den beiden Exkursionszielen sahen, blieb mir unbekannt. Damals war ich zum erstenmal an einem Wallfahrtsort und in der Nähe eines Klosters. Wir kamen gerade zum «Salve Regina» an (was das ist, wusste ich natürlich nicht). Mir machte aber die prachtvolle Barockkirche, die Prozession der Mönche zum Gnadenbild und die vielen Menschen, die da an einem gewöhnlichen Werktag zur Kirche ein- und ausgingen einen ungeheuren Eindruck. Bei uns zu Hause war die Kirche nur sonntags zum Gottesdienst geöffnet. Ein Pater begrüßte uns, führte uns in ein Schulzimmer und gab uns einige Informationen über das Kloster. Dann erklärte er uns die Kirche. Die Burschen durften mit ihm durch den Chor gehen und nachher noch in einige Gänge und Räume, die dahinter lagen, besichtigen. Die Mädchen hatten das Nachsehen und mussten vor dem Chorgitter stehen bleiben. Das fanden wir alle äusserst komisch.

Nach der Führung lud der Pater unsre zwei Lehrer sowie vier der Burschen zum Abendessen im Konvent ein. Ich meldete mich, denn nach all dem, was ich an diesem Tag über das Leben im Kloster erfahren hatte, wollte ich mir dieses Erlebnis keinesfalls ent-

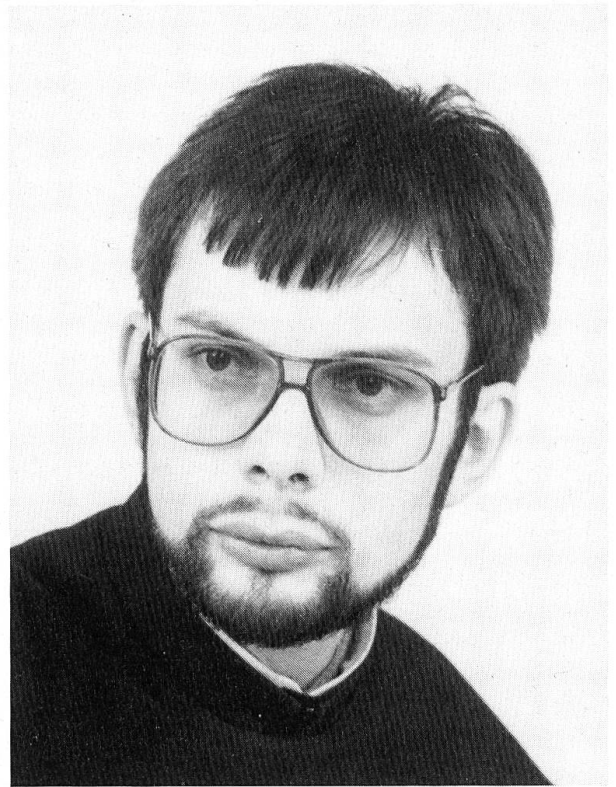
gehen lassen. Die mir völlig fremde Welt hinter Klostermauern übte eine eigenartige Faszination auf mich aus.

Die Mahlzeit im Konvent war denn auch der Höhepunkt des Tages. Wir wurden zuvor drauf vorbereitet, dass während des Essens Stillschweigen herrsche, gelesen werde und wir uns ein bisschen beeilen sollten, damit am Schluss nicht alle auf uns warten müssten.

Ich kam mir ziemlich fremd vor inmitten all dieser schwarzen Kerle, die in verhaltenem Ton im Chor ein Tischgebet vor sich hinleierten. Zwei Dinge sind mir in Erinnerung geblieben. Ich getraute mich fast nicht zu schöpfen, weil ich Angst hatte, mit dem Essen nicht gleichzeitig mit den andern fertig zu werden. Zum zweiten machte mir die Tischlesung Eindruck. Von den verschiedenen Sachen, die vorgelesen wurden, blieb mir die Lektüre von Alexander Solscheny-zins «Archipel Gulag» in Erinnerung. Wir kannten das aus der Schule. Wir waren damals anfangs der siebziger Jahre alle sehr begeisterte Leser der Werke Solscheny-zins. Wir hätten nie erwartet, dass in einem Kloster etwas vorgelesen würde, was uns auch bewegte. Nach unserer Vorstellung hatten sich Leute im Kloster mit alten und frommen Dingen zu beschäftigen. Sehr lustig fanden wir, dass aus diesem Buch wie bei der vorangegangenen religiösen Lesung auf einem gleichbleibenden Ton gelesen wurde. Bei religiösen Themen mochte das ja noch angehen, wenn in diesem weltfremden Ewigkeitston vorgelesen wurde. Bei einem Bericht aus einem russischen Strafgefangenenlager mutete das aber sehr fremd an.

Nach der Mahlzeit hatten wir die Gelegenheit, uns über unsere Eindrücke mit dem Pater auszutauschen. Zum Abschluss des Besuches wurden wir nochmals in den Chor geführt. Dort bekamen wir Bücher mit lateinischen Gesängen, und es wurde uns erklärt, gleich werde das Nachtgebet erklingen. Lateinisch verstand ich nicht, und was ein kirchliches Nachtgebet sein sollte, wusste ich ebenfalls nicht (draussen war es noch ganz hell). Beten hiess damals für mich ganz einfach, das Herz vor Gott in Worten, wie sie einem eben einfielen, auszuschütten oder ihm für den vergangenen Tag zu danken. Warum man dem, was die Mönche in dieser fremden Sprache und in diesen eintönigen Melodien sangen, die nur von ferne an unser Ohr drangen (die Komplet war im obern Chor), Gebet sagen konnte, war für mich nicht ganz klar. Nicht, dass ich es als Gebetsform abgelehnt hätte, denn während ich den Gesängen lauschte, wurden Saiten in mir angerührt, die ja in der eher nüchternen reformierten Tradition, in der ich aufwuchs, nie zum Klingen kommen konnten.

Natürlich war der Besuch in Einsiedeln nicht der Ausgangspunkt eines kontinuierlich verlaufenen Weges, der mich zwölf Jahre später in unser Kloster führte. Wie gesagt, lebte ich in einer ganz anderen Welt und hatte ein klares Berufsziel. Ich wollte Primarlehrer werden, am liebsten in einer kleinen Schule in einem Bündner Bergdorf. Lehrer wurde ich dann, allerdings nicht in einer romantischen Bergschule (romantisch ist sie wahrscheinlich nur für jene, die nicht dort arbeiten müssen), sondern an einer grossen Schule in Landquart, wo bereits städtische Verhältnisse und die daraus folgenden Schulprobleme anzutreffen waren. Mein Beruf gefiel mir. Mit viel Eifer stürzte ich mich in die Arbeit und ging darin auf. Daneben hatte ich einen grossen Freundes- und Bekanntenkreis, in dem ich einen guten Teil meiner Freizeit verbrachte. Die religiösen Fragen, die mich als Jugendlichen beschäftigten, waren kaum mehr ein Thema. Meinen Freunden aus einer religiösen Jugendbewegung entfremdete ich immer mehr, und vor allem konnte ich ihre Nachforschungen nach meinem persönlichen



Glaubensleben nicht mehr ertragen. Schliesslich hielt ich jede Woche meinen Schülern zwei Stunden Religionsunterricht, war Lehrervertreter in der landeskirchlichen Unterrichtskommission, sang im Kirchenchor mit und kam bei seinen Auftritten so während der Schulzeit ungefähr jeden Monat auch einmal in einen Gottesdienst. Alles andere was mit Kirche und Glaube zusammenhing, hielt ich für Privatsache. Die schwärmerische und individualistische Frömmigkeit, wie ich sie in einer freikirchlichen Jugendgruppe kennenlernte, verurteilte ich schärfstens. Damit wollte ich nichts mehr zu tun haben.

Ich war also auf der Suche nach einer neuen Form von Religiosität. Es gab Zeiten, besonders an Wochenenden oder in den langen Ferien, in denen ich eine Leere in mir verspürte. Ich merkte auch, wie der Glaube verkümmert, wenn er nicht in einer lebendigen Gemeinschaft gelebt wird.

In diese Lebensphase fiel die Bekanntschaft mit einem Priester, mit dem ich seit Jahren wieder sehr gute Glaubensgespräche führen konnte. Insbesondere lernte ich den katholischen Glauben und Gottesdienst kennen

und fühlte mich davon angesprochen. Die katholische Liturgie faszinierte mich und durch sie wurden mir Glaubenseinsichten vermittelt, die mir durch das blosses Lesen eines Katechismus nicht aufgegangen wären. Durch meinen priesterlichen Freund lernte ich auch das Stundengebet der Kirche kennen. Das war für mich eine grossartige Entdeckung. Da bot sich mir eine Art zu beten an, die meine verschüttete Gottesbeziehung wieder lebendig machte. Als mich mein Freund einmal fragte, ob ich mit ihm die Komplet aus dem Stundenbuch mitbeten möchte, sagte ich ohne grosse Lust zu. Im Grunde genommen fand ich es seltsam, Psalmen und andere vorformulierte Gebete zu sprechen. Das entsprach nicht meiner Vorstellung von Beten. Doch sehr schnell merkte ich, wie gerade diese Gebetstexte das ausdrückten, wozu ich seit langem mit eigenen Worten nicht mehr imstande war. Bald einmal kaufte ich mir ein eigenes Stundenbuch und erfuhr, wie diese Gebete mich allmählich auch wieder ins persönliche Gespräch mit Gott führten.

Bei verschiedenen Gelegenheiten besuchte ich mit meinem Freund das Benediktinerkloster Maria Laach. Erinnerungen an Einsiedeln wurden wach, und erneut meldete sich mein Interesse an dieser Lebensweise. Ich spürte die Liebe und Begeisterung meines Freundes zu diesem Orden heraus, wenn er meine vielen Fragen beantwortete. Ich kaufte mir im Buchladen Maria Laach eine Benediktsregel und wollte genau aus authentischer Quelle wissen, wie man als Benediktiner lebt. Was mir besonders auffiel, war die realistische Sicht des Menschen, der in seiner Unzulänglichkeit dem Sollensanspruch nicht immer zu genügen vermag, und mit welcher Nachsicht diesem Umstand begegnet wird. Andererseits entdeckte ich viele strenge Einzelbestimmungen, von denen ich gerne gewusst hätte, wie sie heute gehandhabt werden. Mein Freund empfahl mir, am besten einmal ein paar Tage in ein Kloster auf Besuch zu gehen, um all das zu erfahren und zu erfragen. Dazu hatte ich aber Hemmungen, denn ich konnte mir nicht vorstellen, dass man mir als Reformiertem Gastrecht gewähren würde.

Als wir einmal an einem Sommernachmittag an der Vesper bei den Benediktinern von Gerleve teilnahmen, sahen wir, dass am folgenden Tag eine feierliche Profess stattfinden sollte. Wir waren uns sofort einig, am andern Tag nochmals hinzufahren, denn beide hatten noch nie an einer Mönchsprofess teilgenommen. Der Gottesdienst und die Predigt des Abtes hinterliessen mir einen grossen Eindruck. Auf der Heimfahrt erwischte ich mich bei einer gefährlichen Gedankenspielerei. Ich stellte mir vor, wie das wäre, wenn ich jetzt wie diese drei jungen Benediktiner zum Zeichen der ganzen Hingabe dort vorne am Boden vor dem Altar gelegen wäre. Ich verscheuchte diese Gedanken, denn so etwas kam für mich nicht in Frage. Dennoch spürte ich den Wunsch, auf irgendeine Weise mein Leben auch ganz in den Dienst Gottes zu stellen.

Das Geheimnis der Eucharistie und die starke Verbundenheit mit der Kirche durch das Stundengebet bewogen mich schliesslich zum Beitritt zur katholischen Kirche. Zur persönlichen Vertiefung des Glaubens besuchte ich in Chur den zweijährigen katholischen Glaubenskurs. Zunehmend begannen mich theologische Fragen zu interessieren. Sollte ich vielleicht noch ein Theologiestudium beginnen? Ich schloss mich der Kontaktgruppe für geistliche Berufe an, wo ich andere junge Männer kennenlernte, die auch einen kirchlichen Beruf anstrebten.

Dann fuhr ich einmal für eine Woche nach Maria Laach, wo mir ganz klar wurde, dass ich die monastische Lebensform nicht unversucht lassen durfte. Von da an las ich die Benediktsregel immer wieder von vorne und dazu einige Publikationen über das benediktinische Leben. Anlässlich eines Aufenthalts in Engelberg besichtigte ich die dortige Klosterkirche und fand im Schriftenstand eine kleine Broschüre über die Schweizer Benediktiner. Nun wollte ich mir die Schweizer Klöster von innen ansehen. Von aussen kannte ich alle, ausser dem einen, das irgendwo in der Nähe von Basel liegt und Mariastein heisst. An einem Sonntag in der Fastenzeit machte ich mich in die andere Ecke der Schweiz auf, um dieses Kloster auch noch kennenzulernen. Ich besuchte das Konvent-

Feierliche Profess
von
Frater Ludwig R. Ziegerer
OSB



amt und am Nachmittag die Vesper. Über Mittag ging ich spazieren und überlegte mir ernsthaft, ob ich vielleicht nicht einmal an der Pforte läuten sollte, um einmal mit einem Benediktiner über meine Berufung zu sprechen. Als ich dann vor der Pforte stand, verliess mich der Mut wieder. Ich wusste ja nicht, ob ich hier eintreten sollte, und die Leute hier würden sich falsche Hoffnungen machen oder denken, ich sei ein Spinner, der unangemeldet mit solchen Anliegen kommt. Ungefähr ein Jahr später lernte ich bei einem Besuch in Beinwil P. Vinzenz kennen. Er sagte mir, wenn ich Benediktiner werden wollte, sollte ich nicht irgendwo eintreten, ohne vorher auch Mariastein näher kennenzulernen. Dort würden die Mönche ein besonders schönes Chorgebet pflegen, samt den kleinen Horen. (Er hatte wohl schnell mein Interesse an Liturgie und Stundengebet bemerkt.) Das wollte ich kennenlernen, und so machte ich mich einige Zeit später auf, um eine Woche in Mariastein zu verbringen. Zuvor schrieb ich dem Abt, den ich auch über den Grund meines Besuches unterrichtete. Ich sprach mit dem Abt und dem Novizenmeister über meine Berufung. Was mir in Mariastein gut gefiel, war das ausgewogene Verhältnis zwischen Chorgebet, Arbeit und geistlicher Lesung. Das sind die drei Grundpfeiler des monastischen Lebens. Nicht minder gefielen mir die Hauptaufgabenbereiche in Wallfahrt und Seelsorge sowie die überschaubare Grösse des Konvents. Nach dieser Woche fühlte ich mich ermutigt, mit meiner Berufung ernst zu machen. Ich hörte den Anruf Gottes, und nun lag es an mir, erste konkrete Schritte zu tun. Ich kündigte nach acht Jahren Schuldienst meine Stelle als Lehrer und meldete mich für die Kandidatur an. Das war aber noch das einfachste. Mehr Schwierigkeiten machten mir die Reaktionen meiner Familie und meiner Freunde. Werden sie mich wohl richtig verstehen? Ist eine Berufung erklärbar? Mehr als viele Worte sollte das Lebenszeugnis aussagen. Wenn alle um mich herum merkten, dass mir der monastische Weg Befriedigung und Sinn schenkt, werden sie mich besser verstehen. So wollte ich es einfach versuchen mit dem Leben als Mönch.

Mit mir zusammen erkannten meine Angehörigen und Freunde im Laufe des Noviziates, dass das Leben nach der Regel Benedikts für mich der richtige Weg ist. Dies bestätigten mir aber vor allem meine Mitbrüder, indem sie mich zur einfachen Profess zuließen und so in ihre Gemeinschaft aufnahmen.

Unter den vielen Möglichkeiten der Mitarbeit im Weinberg des Herrn muss jeder die ihm von Gott zugedachte ergreifen. Und wer sich für eine bestimmte Lebensform entscheidet, schliesst damit andere aus. Viele junge Menschen haben heute angesichts der vielfältigen Lebensgestaltungsmöglichkeiten Angst vor Entscheidungen, ob sie nun vor der Ehe oder einem geistlichen Beruf stehen. Die moderne Lebensauffassung will für vieles offen bleiben und sich nicht festlegen.

Für mich war bei der einfachen Profess die Entscheidung, als Benediktiner zu leben, ein weiterer Schritt in der Konkretisierung meiner Christusnachfolge. Wenn man einmal einen solchen Schritt aus ganzem Herzen gewagt hat, entdeckt man erst wie befreiend eine Wahl sein kann. Von da an weiss man, wohin man gehört, und man braucht nicht mehr ständig mit andern Möglichkeiten zu liebäugeln. Wer nämlich in der ständigen Angst lebt, etwas verpassen zu können, bleibt ohne innere Ruhe und ist nicht freier als jemand, der aus freien Stücken und Überzeugung eine Bindung eingegangen ist. Eine innere Gewissheit hat mich seit meiner ersten Profess nicht mehr verlassen. So habe ich im Vertrauen auf Gott, der mich auf dem eingeschlagenen Weg weiterführen möge, am 30. September die ewigen Gelübde abgelegt. Vor diesem Ausdruck erschrecke ich gelegentlich ein wenig. Ist das nicht ein zu grosses Versprechen? Mir scheint etwas von dieser leisen Befürchtung scheinbar gar in der Professedliturgie durch, wenn der neue Mönch im Gesang des «Suscipe» bittet «... und lass mich in meiner Hoffnung nicht zuschanden werden». Zugleich aber bringt dieses Gebet auch eine Vertrauenshaltung zum Ausdruck. Nur mit Gottes gnädiger Hilfe kann man sich auf einen solchen Weg machen. Es ist mit den Klostersgelübden wie mit dem Treueversprechen zwischen Eheleu-

ten, die zusammenbleiben wollen bis der Tod sie scheidet. Im Kloster wie in der Ehe genügt es nicht, sich das einmal zu versprechen. Immer wieder muss man bereit sein, sich nach dem gewählten Ziel auszustrecken. Täglich braucht es ein neues Ja dazu, einmal mehr in der Freude des Herzens und ein andermal – in den kargeren Zeiten – mehr in der Treue zum einst öffentlich vor Gott und all seinen Heiligen abgelegten Versprechen. Mit Paulus, der auf dem Weg nach Damaskus von Jesus Christus ergriffen wurde, sage ich: «Nicht dass ich es schon erreicht hätte oder dass ich schon vollendet wäre. Aber ich strebe danach, es zu ergreifen, weil auch ich von Jesus Christus ergrif-

fen worden bin» (Phil 3, 12). Gelegentlich wird der Weg zu Gott rau und schwierig sein, wie Benedikt ganz offen und unumwunden sagt in der Regel (58, 8), doch deshalb soll man den Weg des Heils nicht gleich voller Angst und Schrecken verlassen (vgl. Prol 48), «denn sobald man im klösterlichen Leben und im Glauben Fortschritte macht, weitet sich das Herz, und man geht den Weg der Gebote Gottes in unsagbarer Freude der Liebe» (Prol 49).

Genau diese Herzensweite und Freude erhoffe ich für mein zukünftiges Klosterleben. Allen, die mich bisher in Freundschaft und Gebet begleitet haben, danke ich aufrichtig und empfehle mich weiterhin ihrem Gebet.